

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Rubrik: Illustrierte Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

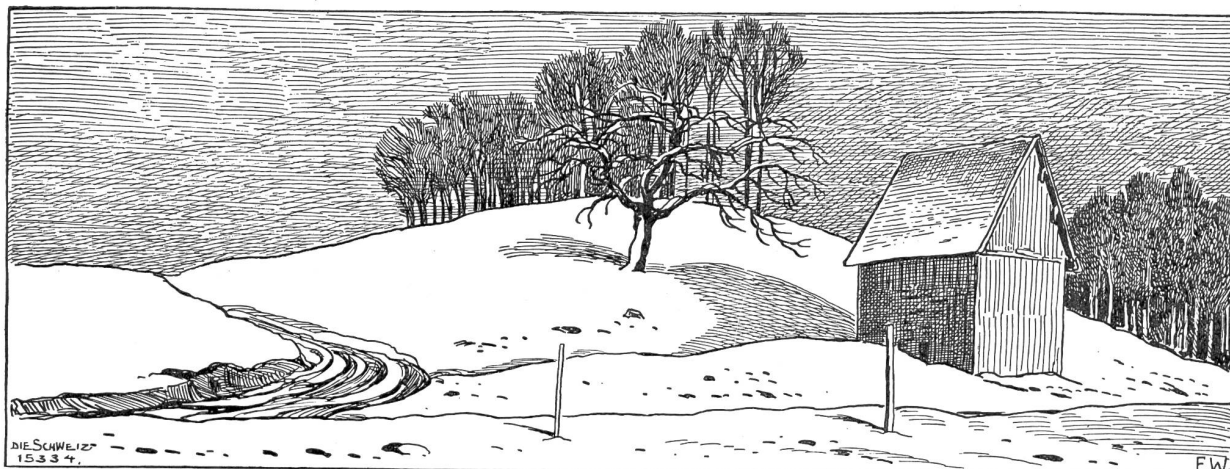
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Frisk Widmann, Rüslikon.

Im Winter.

† Joseph Viktor Widmann.

Geb. 20. Februar 1842, gest. 6. November 1911.

Das Jahr 1911 hat unsere Schweizerische Literatur arm gemacht, grausam arm. Zuerst waren es die beiden feinen und geistvollen Genfer, die rasch nacheinander von uns gingen, und nun ist Widmann gestorben, und damit wurde unserm Geistesleben eine Wunde geschlagen, nicht auszudenken wie tief, nicht zu beschreiben wie schmerzhaft.

Es ist nicht zunächst der Dichter, um den wir klagen. Dichter sterben nicht, besonders nicht solche von der Art Widmanns, die ihr Werk auf Ewigkeitswerte stellen und es in bleibende Formen zu gießen verstehen. Als etwas Vollendetes, fest begründet und herrlich ausgebaut, steht Widmanns Dichtung vor uns, und wenn sie auch neben der beruflichen Tätigkeit des nimmermüden Mannes nicht so reichlich fließen konnte, wie wir es gewünscht hätten, das einzelne Werk ist vielleicht um so reicher geworden, und nichts Bedeutsames ging uns verloren. Es ist wie bei Goethe: wer möchte angesichts des Bestehenden um das Unvollendete, das nicht Gewordene weiter klagen! Ist doch so deutlich jedes Fertige in die Erbschaft des Unfertigen getreten; denn kein Großer läßt die großen Gedanken, die seine schaffende Seele erzeugt, zugrunde gehen. Und Widmanns Werk, das er mit herrlicher Gelassenheit selbst abgeschlossen, bleibt uns nun als ein Ganzes lebendig und unverlierbar, und der Dichter lebt uns weiter.

Aber den Menschen haben wir verloren. Der Mann mit dem wundervoll beweglichen, dem unabhängigen Geiste, mit dem unerschrockenen Wort und dem jungen warmen Herzen ist von uns gegangen, unser Leben hat einen Wert verloren, unsere Jugend einen Halt, unsere Kultur einen Wegweiser. Um ihn

klagen wir wie um einen mitten aus der Vollkraft Geschiedenen; denn wir hätten ihn bitter nötig gehabt — noch lange.

Wo ist nun der Mensch, der uns zeigt, wie man durch alle Wirrnisse eines langen Lebens, durch alle Deden banaler Zeiten und alle Widerwärtigkeiten häßlicher Anfeindungen hindurch die Freude des Daseins sich erhalten kann und den bejahenden Mut, wie man ohne Ehrgeiz streben, ohne Haß kämpfen, wie man rücksichtslos niederreißen und liebevoll und zielsicher bauen soll, wie man begeistert sein kann, ohne pathetisch zu werden, geistreich, ohne gekünstelt zu sein, frivol, ohne den tiefsten Ernst zu verlieren, von leidenschaftlicher Ueberzeugung, ohne jemals feierlich zu werden, und wie man eine strenge, nicht immer gewollte, oft mühsame Arbeit fröhlich und mit Anmut vollbringt? Wer wird uns fürderhin zeigen, wie man mit warmem Herzen für das Alte und offenem Sinn für das Neue doch von allen Banden der Tradition wie der Mode sich frei hält und wie man über alle Grenzen von Raum und Zeit, von Wille und Glaube hinweg die goldenen Fäden zieht, die alles wahrhaft Schöne und Adlige verbinden von den fernsten Tagen bis auf die gegenwärtige Stunde? Und wenn wir wissen wollen, wie man es anstellen muß, um sich die Unabhängigkeit zu wahren in allen Fesseln der Pflicht, in aller Gebundenheit unserer kleinen Verhältnisse sich selber treu zu bleiben und frei, uneingekreist von den zäh gefügten Ringen gesellschaftlicher Zusammenschlüsse und selber ohne das Gelüste, solche Ringe zu bilden, unbeherrscht und ohne Herrschbegier — wohin wenden wir nun unsere Blicke?

Jahrzehntelang hat Widmann fast täglich zu uns gesprochen durch sein Feuilleton, aus dem er ein selbstän-



J. V. Widmann

diges, persönliches, einzigartig lebendiges Organ geschaffen hatte, und ein ganzes Volk hat seinen Worten gelauscht, die jedes neue Wichtige eigenartig und aufschlußreich anpaktten, sollte so treu gepflegte Saat nicht schon tüchtige Wurzel gefaßt haben? Vielleicht, daß wir eines Tages Früchte reifen sehen, die uns zeigen, daß ein Großer nicht umsonst ein Leben lang sein Bestes vor uns ausgebreitet in täglich neuer Arbeit, daß er nicht umsonst mit dem lebendigen Geist und dem lebendigen Wort uns auf alles hingewiesen, was schön und groß und tapfer und unserer eigenen Natur gemäß, uns jene Wege gezeigt, die aus der engen, trauen, trüben Welt menschlicher Kleinlichkeit in

die freie, gütige, klare reiner Menschlichkeit führen. Vielleicht werden wir es erleben. Aber heute wissen wir nur, daß seine Stimme verklungen, daß er seine Hände zurückgezogen von der jungen Saat, die liebevoll schützenden, helfenden und leitenden Hände, daß wir arm geworden sind und unser Leben und unsere Heimat ein großes Köstliches unwiederbringlich verloren hat...

Um den herrlichen Menschen klagen wir, um den Meister und Freund. Wir hätten ihn bitter nötig gehabt — noch lange!

M. W.

Politische Uebersicht.

Das Marokkoabkommen ist unterzeichnet und damit eine Gefahr für den europäischen Frieden momentan beseitigt. Um so lebhafter wird über dem Dokument der Streit zwischen

* Zürich, Mitte November 1911.
striehe kaum verwehrt werden kann. In der einen oder andern Weise wird sich Frankreich mit Spanien in die „Kolonie Marokko“ teilen müssen. Was die Marokkaner zu allen diesen



Zürich im Winter. Phot. Anton Krenn, Zürich.

den deutschen Parteien entflammen, die für die Reichstagswahlen vom 12. Januar eines dankbaren Stoffes bedürfen. Nach dem Lärm der Opposition zu schließen, von dem die französischen Regierungsorgane schmunzelnd Notiz nehmen, hätte Frankreich bei dem Handel entschieden das bessere Geschäft gemacht. Fernerstehende können darüber kaum ein Urteil haben und dürften vielleicht finden, Deutschland habe immerhin eine „anständige“ Beute davongetragen in Anbetracht dessen, daß es dafür Rechte und Besitztümer hergab, die ihm auch nicht gehörten, sondern dem Sultan von Marokko, dessen unbeschränkte Souveränität der Kaiser bei seiner berühmten Tanger-Fahrt und dann auch die Algeciras-Konferenz so feierlich garantiert hatten! Der Rücktritt von zwei hohen Funktionären des deutschen Kolonialamtes, Lindequist und Dandekmann, die gegen das Abkommen gestimmt hatten, kann nur die gute Stellung der französischen Regierung im Parlament verstärken, an der vollendeten Tatsache aber nichts mehr ändern.

Etwas weniger billig als die Deutschen werden sich die Spanier in Marokko auskaufen lassen. Sie hatten noch in den letzten Wochen im Rifgebiet so schwere und verlustreiche Kämpfe mit den Kabylen zu bestehen, daß ihnen nach den landläufigen Ansichten, die allerdings mit irgendwelchen Rechtsgrundsätzen nichts zu tun haben, der Besitzanspruch auf die „mit dem Blut spanischer Soldaten gedüngten“ Land-

Teilungsverträgen über ihr Land sagen werden, das kommt für das christliche und zivilisierte Europa nicht in Frage. Es hat in Kolonialfragen stets dem Faustrecht gehuldigt.

Das österreichische Abgeordnetenhaus laboriert an chronischer Leistungsunfähigkeit, die auch dem Ministerium Gautsch das Regieren verleidete. Es hat wieder einmal einem Beamten-Ministerium ohne Programm Platz gemacht, an dessen Spitze der von den Christlich-Sozialen wohlgeleitete Graf Stürgk gestellt wurde. Auch der wie die Gottseligkeit zu allen Dingen nützliche Notstandsparagraph 14 wird bald wieder einmal in Funktion treten und über die nächstliegenden parlamentarischen Schwierigkeiten hinweghelfen. Hernach wird man ja dann wieder sehen, was zu tun ist!

Der chinesische Bürgerkrieg hat dem Vizekönig Quanshikai die Ministerpräsidentenschaft, dem himmlischen Reich aber die Aussicht auf baldige Verwirklichung des Parlaments und einer neuen Verfassung gebracht. Daß diese letztere die republikanische Form annehmen werde, erscheint auch heute noch nicht als wahrscheinlich, dagegen werden sich die bis vor kurzem alleinherrschenden Mandschus eine ganz erhebliche Beschränkung ihrer Vorrechte gefallen lassen müssen.

Sonntag den 5. November hat der König von Italien ein Dekret unterzeichnet, wonach Tripolitänien und Syrenaika endgültig und unwiderruflich aufgehört haben, einen Bestand-

teil des türkischen Reiches zu bilden. Sie sind dem italienischen Königreich in aller Form einverleibt. Auf dem Papier allerdings vorläufig, aber die absolute Unfähigkeit der gegenwärtigen leitenden Staatsmänner der Türkei wird es Italien ermöglichen, die Annexion auch zu einer faktischen zu machen. Einem

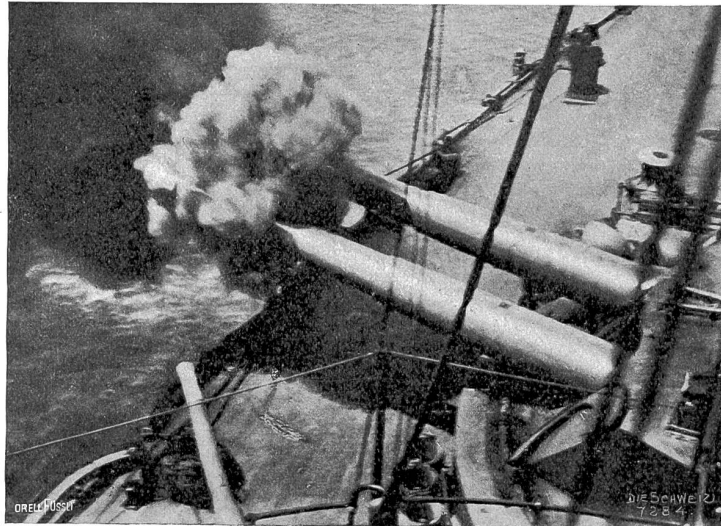
Kabinett und Parlament, das in der Zeit der höchsten Not und Gefahr des Vaterlandes mit den lumpigsten innern Streitigkeiten, Ministerverantwortlichkeiten, Immunität der Abgeordneten usw. sich abgibt, ist nicht mehr zu helfen.

Totentafel * (vom 22. Oktober bis 4. November 1911). Aus der Zahl der Toten dieses Zeitraumes seien für heute folgende drei Namen hervorgehoben:

Oberst **Antoine Wessaz**, gestorben am 26. Oktober in Konstanz im Alter von 78 Jahren. Er war waadtländischer Staatsrat und Nationalrat und übte besonders in der westschweizerischen Eisenbahnpolitik einen sehr großen Einfluß aus. Eine in seiner Stellung unerlaubte Aktienspekulation führte vor bald zwanzig Jahren seinen Sturz herbei.

Oberst **Ferdinand Vigier von Steinbrugg**, gestorben am 1. November in Bern. Geboren 1848, war

Vigier Oberst der Artillerie seit 30. Januar 1895. Im Jahre 1873 war er als Artillerieinstruktor in den Dienst des Bundes ein-



Die ersten Schüsse des „Benedetto Brin“ auf Tripolis.

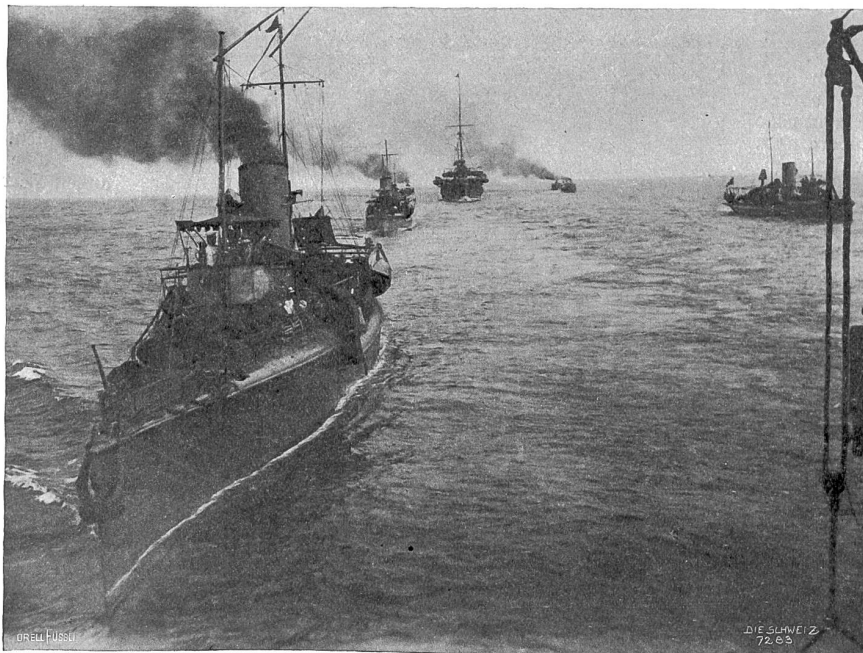
getreten, 1887 wurde er zum Direktor der eidg. Pferderegieanstalt ernannt. Diese Stelle verließ er bis Ende 1910, wo er aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat. Oberst Vigier war ein ausgezeichnete Reitlehrer und Pferdeführer und erfreute sich um seines Frohmutes und seiner gesellschaftlichen Vorzüge willen in weiten Kreisen großer Beliebtheit.

Oberrichter **Attilio Billeter** in Zürich erlag am 4. November im Alter von erst 47 Jahren einem schweren Nervenleiden, das den ausgezeichneten Beamten und edeln Menschen vor zwei Jahren aus seiner reichen Tätigkeit herausgerissen hatte. Dem

Obergericht hat der Verstorbene seit dem Jahre 1900 an-

Die Eroberung von Tripolis.

* Aus dem vermeintlichen militärischen „Spaziergang“ nach Tripolis, der sich so friedlich und verheißungsvoll anließ, ist ein Eroberungskrieg mit allen seinen Schrecken geworden, ein organisierter Massenmord, eine systematische Ausrottung der Bevölkerung jener unglücklichen, von Italien so jählings überfallenen Stadt. Die anfängliche Vertrauensseligkeit den Eingeborenen gegenüber schlug nach deren plötzlichem „Aufstand“ hinter dem Rücken der kämpfenden Italiener in sinnlose Wut



Torpedosfottille auf dem Weg nach Tripolis.

und Grausamkeit um, die auch die Unschuldigen und Wehrlosen nicht mehr schonte. Die bei diesem gänzlich unvermuteten Angriff der eingeborenen Bevölkerung entstandene Panik offenbarte einen der größten Rechnungsfehler, die

Eingeborenen gebildet hatten, doch nicht von einer so überwältigenden Wirkung auf das naive Gemüt der Araber gewesen waren, wie dies das italienische Zeitungspublicum sich gerne einbildete, und so sahen sich nun die Bersaglieri eines

Italien bei diesem Unternehmen begangen: es hatte die Abneigung der Araber gegen ihre türkischen „Unterdrücker“ als wichtigsten Aktiiposten eingeseht und es deshalb versäumt, gleich von Anfang an in Tripolis mit einer so gebietenden Uebermacht aufzutreten, daß jedes Rebellionsgeülste im Keim ersticken mußte. Nun aber zeigte es sich, daß die wehenden Federbüsche der Bersaglieri, die nach den Berichten der Kriegsbereichterfatter bei der Landung den Gegenstand besonderer Bewunderung der

schlimmen Tages zwischen zwei Feuer gestellt und wurden durch ihre Angst und Mut zu Akten der Bestialität hingerissen, über deren Scheußlichkeit sie sich im Moment nicht Rechenschaft gaben. Die mit dem 23. Oktober im Besatzungskorps von Tripolis eingeriffene Demoralisation, die Hals über Kopf erfolgende Bereitstellung weiterer Verstärkungen und ihre eilige Absendung trotz ungenügender Ausrüstung bestätigte mehr als alles andere die Annahme, daß Italien auf ein kriegerisches Unternehmen von solchem Umfang absolut nicht gefaßt war und seinen Gegner ganz gewaltig unterschätzt hatte.

Wir haben bereits in unserm ersten Artikel (Nr. 20, S. 458) angedeutet, daß auf ziemlich kategorischen „Wunsch“ Oesterreichs die italienischen Torpedoboote aus dem Adriatischen Meer zurückgepiffen werden mußten, wo sie allerhand gemeingefährlichen Unfug getrieben und beinahe den Balkan in Brand gesteckt hatten. Nach den Heldentaten von Prevesa leisteten sich die Italiener, bevor sie abzogen, noch das Vergnügen eines zweiten Bombardements auf den nordalbanesischen Hafen San Giovanni di Medua, woher eines der italienischen Schiffe „verräterischer Weise“ (sic!) einen Schuß erhalten hatte. Auch im Roten Meer spukten die italienischen Boote noch eine Zeit lang herum, schmissen Bomben über die Hafenstadt Hodeida und bohrten ein paar Schiffe in den Grund, bis es dann auch dort — wahrscheinlich auf englischen „Wunsch“ — merkwürdig stille wurde.

Um so lebhafter ging es dafür an der tripolitanischen Küste zu. Das aus zwei Divisionen bestehende Expeditionskorps unter dem Oberbefehl des Generals Caneva wurde im Laufe des Oktobers ausgeschifft und hat die fünf wichtigsten Küstenorte — Tripolis, Homs, Benghazi, Derna und Tobruk — besetzt. In Tripolis vollzog sich die Landung nach dem vorbereitenden Bombardement völlig glatt und ungehindert, und die Ausschiffung der Truppen und ihres Trains bot dem sehr gemischten Publikum von Tripolis ein grandioses Schauspiel. Im „Schloß“ hielt alsbald der erste italienische Gouverneur Borea Ricci d'Olmo seine Empfänge, zu denen sich die fremden Konsuln und einige hiezu aufgebotene Araberherrscher huldigend einfanden. Dem Volk bot abends die Militärmusik schmetternde Konzerte beim Fackelschein, und alles schien auf dem besten Wege zu sein. Von den Türken wußte man nur, daß sie sich — ein verlorener Haufe halbverhungertes Soldaten in abgerissenem Gewand — flüchtend ins Innere zurückgezogen hätten und ihre Kapitulation stündlich zu erwarten sei.

Auch in Tobruk — am östlichen Ende der Küste von Barka — erfolgte die Hinführung des italienischen Banners ohne größern Widerstand. Homs und Derna mußten zuerst von den Kriegsschiffen zusammengeschossen werden, bevor die Italiener landen konnten, und in Benghazi kam es am 19. Oktober zu dem ersten ernstlichen Gefechte dieses Krieges,

der in seinen ersten drei Wochen die Italiener trotz zahlreicher Bombardements und großer Aktionen noch keinen Mann gekostet hatte. Die ausgeschifften Truppen, denen bei der stürmischen See nicht sofort ausreichende Verstärkungen nachgeschickt werden konnten, kamen einen Moment in eine schwierige Lage und mußten sich durch einen Bajonettangriff Luft machen. Während die offiziellen Bulletins nur von geringfügigen Verlusten wissen wollten, lassen inzwischend veröffentlichte Soldatenbriefe in der Provinzpresse vermuten, daß es sehr blutig zugegangen sei in Benghazi.

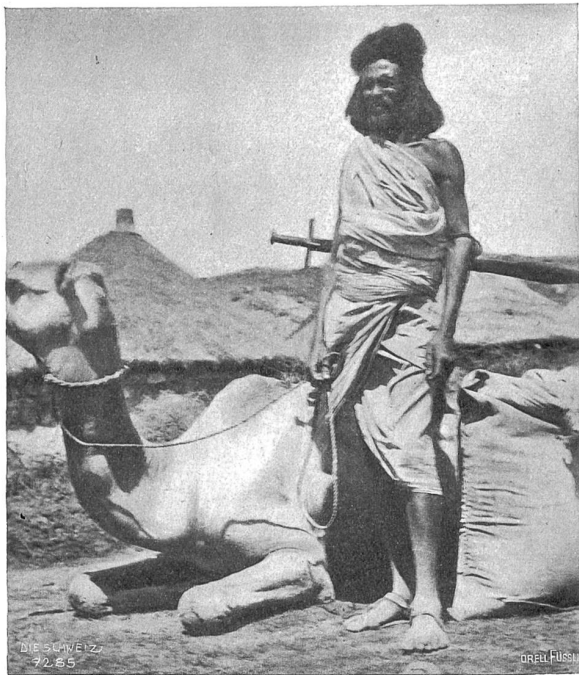
Die täglichen Scharmüchel um die Vorposten von Tripolis, die Hartnäckigkeit, mit der der Feind nach jedem abgeschlagenen Angriff wiederkehrte, mußte dem italienischen Oberkommando die Augen öffnen darüber, daß seiner Expedition Gefahren und Widerstände von ungeahntem Maße drohen. An ein Vorrücken durfte er einstweilen gar nicht denken, hatte er doch genug zu tun damit, die Operationsbasis Tripolis gegen überraschende Attacken zu sichern, die sich täglich wiederholten. Montag den 23. Oktober kam es vor den Toren von Tripolis zur ersten Schlacht. Mit Ungestim griffen die Türken und die mit ihnen verbündeten Araber an.

Die türkischen Offiziere Enver Bey und Fethy Bey, die in aller Stille nach Tripolitaniengereiht waren, hatten es mit bewunderungswürdigem Organisationstalent verstanden, aus den zum „heiligen Krieg“ aufgebotenen Arabern kampftüchtige Einheiten zu schaffen und geradezu Armeen aus dem Boden zu stampfen. Acht Stunden lang dauerte das blutige Ringen, und an mehreren Stellen war es den Türken gelungen, die italienischen Schlachtlinien zu durchbrechen und ihren Gegner von der Flanke und von hinten zu fassen. Sie wurden dabei unterstützt von den Arabern der Stadt und der Dase, die in hellen Haufen herbeieilten und sich am Kampf beteiligten. Als die Italiener mit Mühe des Feindes von außen Herr geworden waren, warfen sie sich in rasender Wut über die Araber her und töteten wahllos alles, was ihnen vor die Waffen kam: Männer, Frauen, unmündige Kinder, Greise, Bettler und Krüppel. Das Gemetzel dauerte mehrere Tage lang. Nur in einer geringen Zahl von Fällen ging der Exekution ein kriegsgerichtliches Verfahren voraus: die rasende Soldateska liebte das summarische Verfahren und machte meist „kurzen Prozeß“. Die Psychologie des Italiener von Tripolis schildert der italienfreundliche Kriegsberichterstatter des Pariser „Excelsior“ mit folgenden Worten:

„... Dieses Morden, diese Gefatomben von Greisen, Hinrichtungen in Haufen, diese Massen zerstücktes Fleisch, das unter der Wölle der Burnus rauchte, dieser Gestank, der zu dem blauen Himmel wie brandiger Weihrauch emporstieg! Der arabische Angriff war mit erstaunlicher List kombiniert. Man darf sagen mit einer raffinierten, hinterlistigen Taktik, die bei diesen Barbaren über-



General Spingardi, Kriegsminister von Italien.



Tripolitanischer Kamelführer.

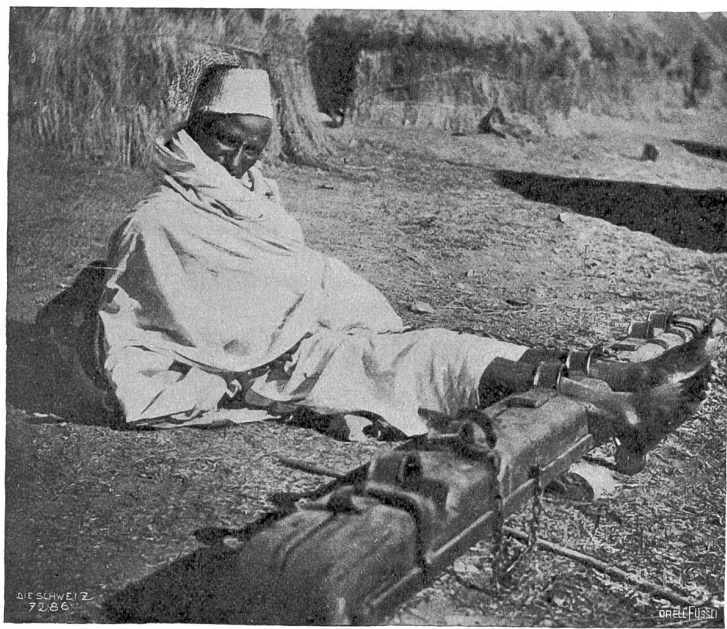


Gottlieb Kägi, Zürich.

Saferberge
(Aquarell).

raschen mußte. Die Antwort der Italiener war bedeutend weniger fein; diese vergaßen alle Kampftheorien und entnahmen dieses Mal von ihren Feinden die barbarischen Mittel, die man nicht in den Kriegsschulen lernt. Das war das einfache: „Alles hinmorden!“ — Schuldige, wie Unschuldige, wie es sich gerade traf. Nur die Panik konnte Zivilisierte zu einer solchen Schlächtereier fortreißen. Nur diese Panik kann in gewissem Maß als ihre Entschuldigung dienen. Sie ist noch immer nicht gebannt. Sie bleibt noch in jedem Soldaten. Die italienischen Truppen waren siegesgewiß abgefahren, hatten sich durch die Tagesbefehle in ihren Kasernen und die Bravos auf den Bahnhöfen begeistert und betäuben lassen. Der Angriff vom 23. Oktober hat Zweifel in ihnen geweckt. Sie halten Tripolis mit Tausenden besetzt, sie haben Kanonen und Mitrailleur, ihre Schlachtschiffe antern in der See. Das Vaterland mobilisiert neue Effektivbestände. Aber das beruhigt nicht. Der Araber ist da, irgendwo ist er nahe versteckt. Sie fühlen ihn herannahen, schweigend, mit nackten Füßen und gezücktem Dolche. In allen Blicken liest man die Psychologie der Angst, die man nicht eingesteht; man kann ja sagen, daß jedes italienische Leben ein Araberleben kostet; man hat soviel getötet! Täglich bereits werden Italiener seelenruhig auf den Plätzen erdolcht oder beim Vorübergehen unter den Arkaden niedergeschossen. Ich habe einen Muhamedaner sich einem Carabinieri-Leutnant nähern, ihn niederschützen und sich dann zum Tode bereit den Soldaten zuehren sehen, die ihm Kugeln durch den Kopf jagten. Und jeder Eingeborene hat den Tod eines der Seinigen zu beweinen, und für jeden Eingeborenen, der fällt, stehen zwei Rächer auf...

Die zweite Schlacht bei Tripolis am 26. Oktober hatte für die Türken den Erfolg, daß die Italiener ihre Vorpostenlinie näher an die Stadt verlegen, eine Rückwärts-Konzentrierung vollziehen mußten. Sofort drängten die Türken nach, besetzten die aufgegebenen Stellungen, und seitdem wird Tripolis von ihnen regelrecht belagert. Und in diesem Moment verkündet Italien — am 5. November — feierlich die Annexion von Tripolitani und Kyrenaika...



Ein junger Araber im Block.

Aktuelles.

Frau Anna Freytag, die Witwe des Dichters Gustav Freytag, ist im 59. Altersjahr am 1. November in Kusnacht am Zürichsee gestorben, wo sie zum Besuch ihrer Schwester

weilte. Sechzehn Jahre hat sie ihren Gatten überlebt, der sie 1891 als seine dritte Gattin freite. Der Dichter stand damals schon im 75. Altersjahr; er starb nach vierjähriger Krankheit im Jahre 1895. Seither lebte die Witwe, eine geborene Wienerin, die einst mit dem bekannten Vortragsmeister Strakosch verheiratet war, auf des Dichters Gut „Zur guten Schmiede“ in Siebleben bei Gotha. Nach einer lechtwilligen Verfügung von Gustav Freytag, dem sein 75. Geburtstag die Titel „Geheimrat“ und „Erzellenz“ brachte, wird Frau Anna Freytag an der Seite ihres Mannes in Siebleben beigelegt werden. Sie war schon seit längerer Zeit leidend, doch erfolgte der Tod für ihre Umgebung sehr rasch und unerwartet. Das von uns wiedergegebene Bild, vermutlich das Werk eines Amateurs, dürfte das einzige Bild des Ehepaars sein.



Tewfik-Pascha, der ehemalige türkische Großwesir.

Die Sennentilbi in Bürglen, Uri. Alljährlich im Oktober, am Sonntag vor dem Gallustag, spielt sich in Bürglen im Val de Uri ein uraltes, frohes Volksfest ab, die Sennentilbi. Der kirchlichen Feier folgt nachmittags der Aufzug der Abgeordneten der Sennendruderschaft mit ihren „Sennjungfern“, dem sich sofort das FahnenSchwingen auf dem Kirchplatz anschließt. Diese Sennen, junge, stramme Leute, erscheinen in der alten, fleidamen Senntracht, in schwarzen Kniehosen, weißen Strümpfen, niedern, schwarzen Schuhen, im roten „Länder“ und buntgezierten, runden, schwarzen Hute. Unter den Klängen einer Blechmusik, vor 1859 bei Querpfeife und Trommel, geschieht das Schwingen der großen, schweren und farbenreichen Sennenfahne, was immer wieder viel Volk, Einheimische und Fremde mit Interesse verfolgen. Am Montag wird das „Sennenjahrzeit“ und Sennenmahl abgehalten, und am Abend dreht sich dann Jung und Alt in den verschiedenen Wirtschaftshäusern in lustigem Reigen.

Die Sennendruderschaft ist eine im Jahr 1593 errichtete Genossenschaft der Sennen und Aeppler aus den Gemeinden Altdorf, Bürglen, Spiringen, Unterschächen und Schattdorf, deren Satzungen im Jahre 1603 von „Landammann und den Fünfezner des geschworenen Gerichtes zu Uri“ bestätigt und besiegelt worden sind. Obwohl diese Bruderschaft ausgesprochen kirchlich-religiösen Charakter hat, unterstützt sie, die im Laufe der Zeiten finanziell erstarkte, auch das Armenwesen und andere gemeinnützige Bestrebungen mit jährlichen, hübschen Beiträgen. Alter Übung gemäß werden alle Beschüsse dieser Genossenschaft an der St. Michaelsgemeinde gefaßt, die jährlich am 29. September auf der Acher in Spi-

ringen unter freiem Himmel tagt. — Interessant ist die Tatsache, daß u. a. Papst Pius X. und Staatssekretär Merry del Val Mitglieder dieser Semmenbruderschaft sind. G.

† **Joseph Viktor Widmann.** Den Nachruf an der Spitze der heutigen „Illustrierten Rundschau“ möchten wir in den nachstehenden Zeilen noch durch ein paar nähere Angaben über das Leben und über die Werke des verstorbenen Dichters ergänzen.

1842 wurde Joseph Viktor Widmann in Rennowitz in österreichisch Mähren geboren. Sein Vater war ursprünglich katholischer Priester gewesen, siedelte dann, kurze Zeit nach der Geburt seines Sohnes, nach der Schweiz über und wurde Pfarrer in Vestal. Dort wuchs Widmann heran, studierte auf dem Pädagogium und der Universität Basel, ferner in Heidelberg und Jena Theologie, amtierte dann kurze Zeit als Pfarrer, verabschiedete aber schon 1868 das Pfarramt gegen eine Stelle als Direktor der Einwohner-Mädchenschule in Bern. „Unter seiner Leitung“, schreibt Fritz Marti, „erhielt diese Schule einen großen Ruf, der Schülerinnen aus weiter Ferne anzog. Unter den zahlreichen schweizerischen hervorragenden Pädagogen seiner Zeit erwarb sich Widmann eine angesehene Stellung. So sehr er seine Schülerinnen anzuregen und für alles Schöne zu begeistern wußte, daß sie in schwärmerischer Verehrung an ihm hingen, so waren doch seine weitherzige und freisinnige Weltanschauung, die, wie vorher auf der Kanzel, so auch in der Schule zum Ausdruck kam, und deshalb seine pädagogische Wirksamkeit den konservativen Kreisen in Bern und anderswo ein Dorn im Auge. Die Interpretation eines

Goetheschen Gedichtes bot ihnen den Anlaß zu einem Sturm, dem Widmann zum Opfer fiel. Diese Schicksalswendung in des Dichters Leben machte sich der Verleger des „Bund“, dessen Mitarbeiter Widmann seit Jahren gewesen, mit Glück zunutze und gewann ihn als Feuilletonredaktor, nachdem ihm kurz zuvor die Universität Bern in Anerkennung seines pädagogischen Wirkens und poetischen Schaffens die Würde des Ehrendoktors verliehen hatte. . . .“ Mehr als drei Jahrzehnte lang, bis zu seinem Tod, leitete er mustergültig das Feuilleton dieses Blattes, und unvergeßlich wird sein Name mit dieser Tageszeitung verbunden bleiben.

Bewundernswert ist, wie Widmann neben seiner reichen redaktionellen Tätigkeit noch Zeit fand, schöpferisch tätig zu sein. Wir müssen uns an diesem Ort damit begnügen, seine in

Buchform erschienenen großen Arbeiten aufzuzählen, die 1864 mit dem Drama „Der geraubte Schleier“ begannen. Es folgten: Iphigenie in Delphi 1865; Arnold von Brescia 1866; Orgetorix 1867; Buddha 1869; Wunderbrunnen 1871; Mole und Zippora 1874; An den Menschen ein Wohlgefallen 1876; Königin des Ostens 1878; Denone 1879; Müslins italienische Reise 1881; Aus dem Fasse der Danaiden 1884; Redakteur, Als Mädchen, Novellen 1884; Spaziergänge in den Alpen 1885; Die Patrizierin 1888/89; Jenseits des Gotthard 1897; Gemüthliche Geschichten 1890; Touristennovellen 1892; Jenseits von Gut und Böse 1893; Jung und Alt 1892; Bin, der Schwärmer 1896; Die Weltverbesserer 1896; Ein greiser Paris 1896; Sommerwanderungen und Winterfahrten 1896; Malfäskomödie 1897; Sizilien und andere Gegenden Italiens 1897; Johannes Brahms 1898; Moderne Antiken 1901; Die Muse des Aretin 1902; Calabrien, Apulien und Streifereien an den oberitalienischen Seen 1904; Der Heilige und die Tiere 1905; Du schöne Welt 1907; Moderne Antiken, 2. vermehrte Auflage 1911.



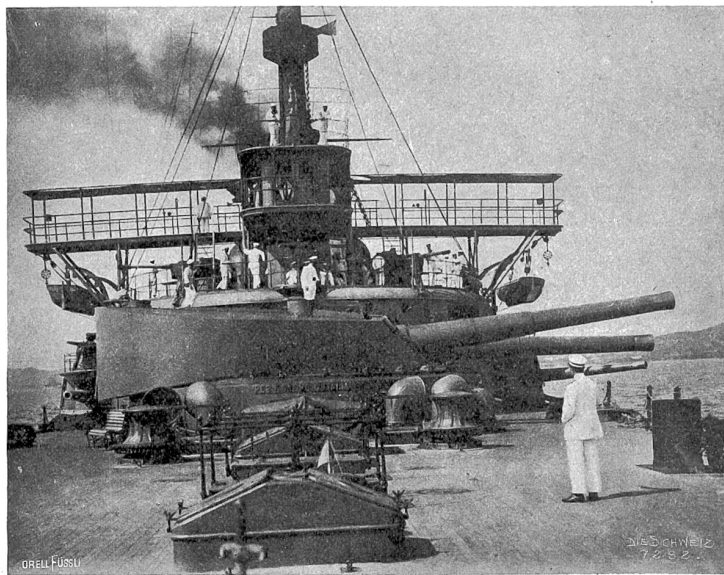
Antonio di Giuliano, Minister des Auswärtigen von Italien.

auf der Signalkuppe des Monte Rosa errichtet wurde, ist die höchstgelegene Sternwarte der Welt. Das Observatorium, das nach der Protektorin des Baukomitees, der Königin-

Verschiedenes.

Das Monte Rosa-Observatorium, das nach der notwendig gewordenen Demolierung der Janssen-Sternwarte auf dem Montblanc auf der Signalkuppe des Monte Rosa errichtet wurde, ist die höchstgelegene Sternwarte der Welt. Das Observatorium, das nach der Protektorin des Baukomitees, der Königin-

Witwe Marguerita „Marguerita = Observatorium“ genannt wird, wurde unter der Leitung des italienischen Alpenklubs erbaut und im Jahr 1893 im Beisein der Königin feierlich eingeweiht. Das Gebäude enthält, wie wir einer Beschreibung der „Österreichischen Illustrierten Zeitung“ entnehmen, acht Räumlichkeiten, von denen zwei den Alpinisten zur Verfügung stehen, während die übrigen sechs als Wohn- und Studierzimmer dienen. Die meteorologische Beobach-



Kommandobrücke des von Admiral Caravelli befehligten „Beneditto Brin“.

tungswarte ist in einem Turme untergebracht, der sich auf der nach Norden zu gelegenen Seite des Gebäudes befindet und eine mit Ballustraden umschlossene Terrasse besitzt. Der meteorologische Beobachtungsturm ist aus einer starken ameri-

fänischen Holzsorte erbaut und, damit Verlust der innern Wärme vermieden werde, mit Doppelwänden versehen. Zum Schutze gegen eventuellen Blitzschlag wurden Dach, Wände, Türen und Fensterflügel mit Kupfer überdeckt. Die Sternwarte ist mit dem Telegraphenbureau von Vlogna mittelst einer eigenen Telephonleitung verbunden, die es den auf dem Gipfel des Monte Rosa befindlichen Forschern und Touristen ermöglicht, sich interurban mit allen größern Städten der benachbarten Distrikte in Verbindung zu setzen. Der größte Teil des Drahtes läuft unter dem Schnee und ist gegen Störungen durch Wetterkatastrophen gut versichert. Zweifellos leistet diese Sternwarte, die sich auf dem zweithöchsten Berg Europas erhebt und den mächtigsten Gletscher der Alpen beherrscht, der Wissenschaft, die für vielerlei Zwecke der Höhenregionen bedarf, um astronomische, meteorologische und geologische Forschungen zu kompletieren, große und wichtige Dienste.

Fünfzig Jahre Telephon. Am 26. Oktober dieses Jahres waren genau fünfzig Jahre verflossen, daß der Deutsche Philipp Reis mit seiner Erfindung, dem „Telephon“, an die Öffentlichkeit trat. Aus den primitivsten Anfängen heraus ist der heutige Fernsprecher entstanden. Die hohl an den Mund gelegten Hände zur Verstärkung des Schalles haben wohl schon in den ältesten Zeiten gute Dienste geleistet, bis Sprachrohr und Schalltrichter kamen, die besonders für die Schifffahrt bald unentbehrlich wurden. Schon frühzeitig beschäftigte sich die Wissenschaft mit dem Problem, die Uebertragung der menschlichen Stimme auf rein akustischem Wege vorzunehmen, der damals noch als der einzigmögliche erschien. Robert Hoolen (nach andern Berichten hieß er Robert Hooke) konstruierte, wie wir zwei eingehenden Studien von Dr. Karl Gröber und Dr. Franz Rittler entnehmen, schon 1667 einen Apparat, der aus zwei durch einen straff gespannten Faden miteinander verbundenen Schallplatten bestand und

die auf die eine Schallplatte geworfenen akustischen Schwingungen an der andern hörbar machte. Wheatstone ersetzte den Faden durch lange und dünne Stangen aus Fichtenholz, Weinhold verband in einem Fernsprecherapparat 1870 zwei

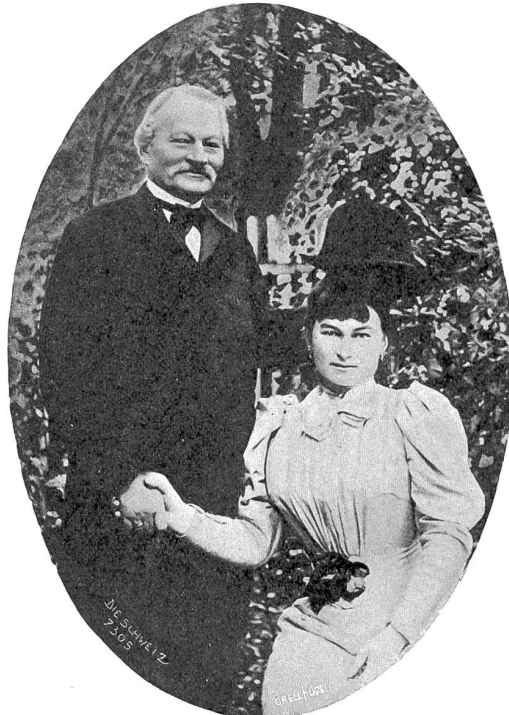
elastische Resonanzböden oder Membrane durch einen Eisendraht. Für die Praxis des täglichen Verkehrs konnten die akustischen Telephone nicht

genügen, weil sie nicht über größere Entfernungen wirksam waren und nicht viel über die Leistungen von Sprech- und Hörrohren hinausgingen. Die Aufmerksamkeit der Erfinder lenkte sich deshalb seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf den einen Metalldraht durchfließenden elektrischen Strom. Einem Manne, der das Schicksal vieler Erfinder teilte, verkannt und nicht für voll genommen zu werden, einem bescheidenen Lehrer der Naturwissenschaften an einer Privaterziehungsanstalt, keinem Gelehrten mit akademischem Titel und europäischer Berühmtheit, sondern einem stillen Forscher, der es vom Kaufmannslehrling durch eisernen Fleiß und unter Zerstückung seiner Gesundheit zum bescheidenen Lehrer gebracht hatte, gelang die Lösung des technisch-naturwissenschaftlichen Problems, Philipp Reis, der als Sohn eines kleinen Bäckermeisters 1834 in Gelnhausen geboren wurde. Schon als Lehrling in einem Frankfurter Farbwaren-geschäft laborierte er in den Nachtstunden an der Aufgabe, Töne und Worte unter Benützung des elektrischen Stromes nach andern Orten zu übermitteln. 1860 — er war inzwischen in dem Garnier'schen Institut in Friedrichsdorf bei Homburg Lehrer geworden — war er so weit, daß er einem Freunde auf einem allerdings noch sehr unvollkommenen

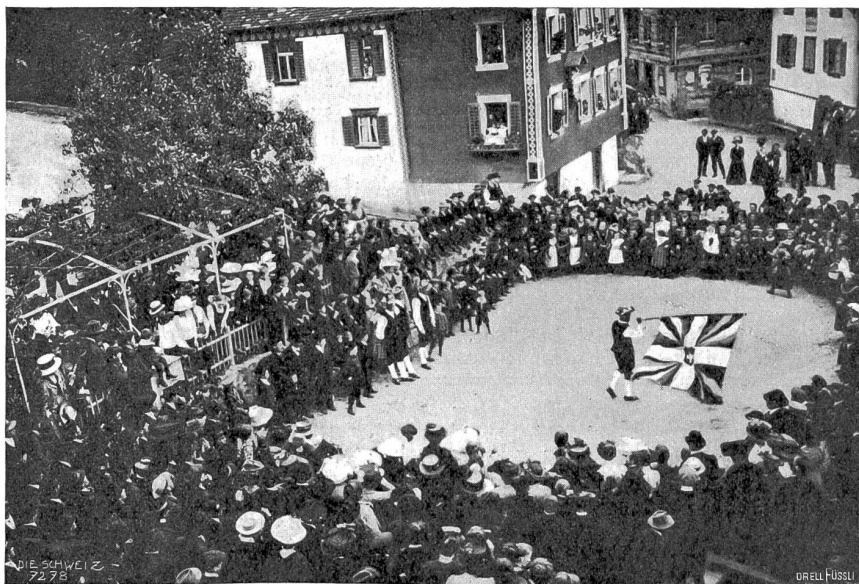
Apparat die Uebertragung des bekannnten Volksliedes „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus“ vorführen konnte. Dann kam der 26. Oktober 1861 heran, an dem Reis

in Frankfurt seine Erfindung zum ersten Mal der Öffentlichkeit bekannt gab. Das denkwürdige Ereignis vollzog sich in den Räumen des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M., wo im großen Hörsaal die Empfangsstation eingerichtet war, während sich der Sender 100 Meter davon in einem Zimmer des Bürgerospitals befand, dessen Fenster und Türen sorgfältig geschlossen waren. Mit Staunen folgten die Anwe-

senden den Experimenten des schlichten Mannes. Dieser Tag bedeutet daher den Ausgangspunkt der Entwicklung unseres Telephonverkehrs. Durch einen glücklichen Zufall sind die Apparate, die Philipp Reis damals vorführte, heute noch vollständig



Der Dichter Gustav Freytag und seine Gattin Anna († 1. November 1911 in Rüsnacht bei Zürich).



Flagenschwinger an der Semmenkilbi in Bürglen. Phot. Dr. R. Gisler.

erhalten: sie nehmen im Reichspostmuseum zu Berlin einen Ehrenplatz ein. Und so einfach sie auch zusammengebaut waren, so lassen sie doch die Konstruktion unseres heutigen Telephons in ihren Grundlagen bereits vollkommen erkennen, wenn uns auch manches an ihnen fremdartig anmuten muß. So vielversprechend diese Tagung auch war, so brachte sie doch dem Erfinder nichts als schwere Kränkungen. Die Welt der Zukunftgelehrten wollte von diesem „Spielzeug“ nichts wissen, und die wissenschaftlichen Fachzeitschriften weigerten

zubauen. Das Land der Praxis erkannte recht wohl, daß die Telephonie eine wertvolle Ergänzung der Telegraphie zu bilden vermöge, und es ist das Verdienst des amerikanischen Taubstummenlehrers Graham Bell, dem Telephon auf der von Reis geschaffenen Grundlage die Wege geöffnet und es in den Weltverkehr eingeführt zu haben. 1875 konstruierte er das erste batteriefreie Telephon; schon kurze Zeit nachher wurde das Telephon drüben im Verkehr angewandt, und 1877 kam es dann nach Deutschland, um von hier aus, allerdings nicht all-



Die höchstgelegene Sternwarte der Welt: Das Königin Marguerite-Observatorium auf der 4561 Meter hohen Signalkuppe des Monte Rosa in der Schweiz.

sich in ihrem Konservatismus, Abhandlungen darüber in ihren Spalten aufzunehmen. Zwar gelang es Reis, zwei Jahre später einen wesentlich vervollkommenen Apparat der gleichen Frankfurter Gesellschaft vorzuführen, doch bot sich auch fernerhin für den unglücklichen Erfinder keine Möglichkeit, seine Erfindung irgendwie nutzbringend ausbeuten zu können, und schon 1874, im Alter von vierzig Jahren, verstarb er in den allerdürftigsten Verhältnissen, seine bedeutungsvolle, freilich aber auch noch verbesserungsfähige Erfindung der Mit- und Nachwelt überlassend.

Es ist bezeichnend, daß es, wie schon in so vielen Dingen, den Amerikanern vorbehalten blieb, die Erfindung aus-

zu rasch, seinen Siegeszug durch die ganze Welt anzutreten. Ergab doch eine von Generalpostmeister Stephan im Jahr 1880 erlassene Umfrage in den Geschäfts- und Verkehrskreisen von Berlin das klägliche Resultat, daß nur 96 Personen gewillt waren, als Telephonabonnenten mitzumachen! Und heute, nur dreißig Jahre später: Städte und Länder sind miteinander verbunden, über Entfernungen von mehr als 2000 Kilometer reicht das gesprochene Wort, und nicht mehr allzufern dürfte die Zeit sein, da auch die heute noch notwendigen Drahtleitungen verschwinden werden, um dem Ideal des Fernsprechens Platz zu machen — der drahtlosen Telephonie! X

Inhalt des 22. Heftes:

Ernst Eschmann: Im Winter, Gedicht. Ernst Zahn: Pietro, der Störefried, Erzählung. E. Mory: Die Winterkurorte der Schweiz. E. B. Tobler: Graubünden, das Land des Wintersports und der Winterkurorte. Carl Täuber: Hochtouren im Winter. Ernst Zahn: Andermatt als Sportplatz. E. A. Turler: Wintersport-Stationen in der Zentralschweiz. Hedwig Diehl-Bion: Berggeheimnis, Gedicht. Edwin Furrer: Winter im Berner Oberland. S. Lupton: Montreux und Umgebung als Sportplatz und Fremdenstation. Alfred Schaer: Der Wintersport am Zugerberg. Victor Paul Schuler: Winternacht, Gedicht. J. R. Naegeli: Winterfreuden am Untersee. G. von Burg: Tierleben in den Schweizerbergen im Winter. N.: Winterport im Ehelgebiet. Adolf Böglin: Der Weih, Gedicht. Anna Stauffacher: Abend, Gedicht. Emil Schibli: Gebet, Gedicht. — Illustrierte Rundschau: † Joseph Viktor Widmann. Politische Uebersicht. Totentafel. Die Eroberung von Tripolis (mit acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von J. Böhrele). Aktuelles. Verschiedenes. — Kunstbeilagen. Hans Beat Wieland: Bergführer. Anton Christoffel: Dorfplatz in Suoz. Gottlieb Kägi: Bergün. August Kupp: Die Lüttschine bei Grindelwald mit dem Wetterhorn. Fritz Dhwald: Abend. Gottlieb Kägi: Saferberge.

Redaktion der „Illustrierten Rundschau“: Willi Bierbaum, Zürich V, Mühlebachstraße 84. Telephon 6313. — Korrespondenzen und Illustrationen für diesen Teil der „Schweiz“ beliebe man an die Privatadresse des Redaktors zu richten.